

Erinnerungen an die deutsche Okkupation in Frankreich.

Nachdem am 18. Januar 1896 der 25. Jahrestag der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches überall wo Deutsche wohnen, feierlich begangen werden war, hatte die Reihe der Jubiläen aus Deutschlands größter Zeit für die Allgemeinheit ihr Ende erreicht. Selbst die 25. Wiederkehr des Tages, an dem der Friede geschlossen worden, stand naturgemäß gegen dieses welterschütternde Ereignis weit zurück. Fast ganz vergessen aber ist es bereits, daß es für einen Theil der deutschen Streitkräfte auch nach dem Friedensschluß auf französischem Boden noch zu thun gab. Es waren dies diejenigen Truppen, welche als Unterpfand für die Erfüllung der dem Sieger auferlegten Friedensbedingungen einmündig französische Departements besetzt hatten und deshalb noch in Frankreich bleiben mußten.

Erst am 16. September 1873 überschritten die letzten dieser Truppen bei ihrer Rückkehr in die Heimat die neu geschaffene Grenze westlich von Metz. Die Ueberlebenden dieser wenigen — etwa 6000 — Deutschen konnten daher am 16. September d. J. die 25. Wiederkehr dieses Tages feiern, sicherlich nur die letzte Erinnerung an jene große Zeit. Urkräfte dieses Tages zu gedenken, haben sie wohl Allen, denn Heiteres und Ernstes hat gewiß Jeder von ihnen während der unter so eigenartigen Verhältnissen in Frankreich verbrachten Zeit erlebt.

Als die Okkupation begann, befanden wir uns in Rheims und waren keineswegs erfreut über unser Schicksal, das uns nicht mit den Andern der Heimat zu teilen ließ. Indessen unsere Stimmung änderte sich, als wir merkten, daß uns unter Loos wenigstens dadurch verschont wurde, daß wir neben dem recht tüchtigen Lieutenant-Gehebel so hohe Zulagen erhielten, daß unser monatliches Einkommen dem etwa gleichnamigen damals in gemäßigten Friedenszeiten ein Hauptmann 2. Klasse am 1. des Monats eintriefen durfte. Dazu standen wir ja in Rheims, dem „petit Paris“ der Nordfranzosen, wo es nicht ausbleiben konnte, daß wir von der Leichtgläubigkeit des schönen Frankreich andere Begriffe erhielten, als das während des Feldzuges und auf anderem Hüdmarsch von Le Mans her der Fall gewesen war.

So sorglos und veranlet, wie wir infolge dieser Verhältnisse in die nächste Zukunft blickten, wird unser Oberbefehlshaber, der General von Manteuffel, sie wohl nicht immer betrachtet haben. Nicht nur die Sorge für das Wohlergehen der ihm unterstellten Truppen im fremden Lande ruhte auf seinen Schultern, sondern auch die Verantwortung dafür, daß jetzt Sieger und Besetzte in Ruhe und Frieden nebeneinander lebten. Daß dies nicht immer leicht zu erreichen gewesen war, lag auf der Hand. Wir selbst waren durch den Feldzug daran gewöhnt, die Landesbewohner anders zu behandeln, als das jetzt nach erfolgtem Friedensschlusse noch angebracht war, und diese waren sich jetzt bewußt, daß sie sich nichts gefallen lassen wollten, was auch nur den Schein einer Unterdrückung oder Willkür an sich trug.

Als eines Mittwochs, wie allwöchentlich, die Offiziere und Unteroffiziere zur großen Parade auf dem Platz vor dem Rathaus mit dem Hüden ziemlich dicht vor dem Rathaus hinaufziehenden Freitreppe versammelt standen und die Musik vaterländische Weisen spielte, brach sich ein Herrschaffswagen den Weg durch die den abgepörrten Theil des Platzes umstehende Menge und die das Publikum zurückhaltende Postenkette. Zu ziemlicher Nähe von Excellenz erlief hier das Gefährt, dem elastischen Schrittes ein Herr in hohem Hut und weißer Weste entstieg, der sich anordnete, die vor der Rathhustreppe in zwei Gliedern stehenden Unteroffiziere zu durchbrechen. Zwar trat ihm der Generalstabsoffizier der Division mit einem „Monieur on ne passe pas par ici!“ entgegen, indessen der Herr in Zivil ging unter leichtem Lächeln des Hutes mit der sehr bestimmten Antwort: „Monieur, je suis le Maire de Rheims“ an ihm vorüber auf die ihm ehrsüchtigen Platz machenden Unteroffiziere zu, die natürlich glaubten, daß er soeben die Erlaubnis erhalten habe, so zu landen.

Der Herr Maire hatte seinen Willen durchgesetzt und seiner Stadt gezeigt, daß er selbst preussische Unteroffizierlinien zu durchbrechen im Stande sei. In solchen und ähnlichen Fällen sieht beiden Theilen gerecht zu werden, was selbst für einen General, wie Excellenz von Manteuffel, der schon gar manche schwierige Aufgabe glücklich gelöst hatte, nicht leicht. Und wenn dem General schon damals von vielen seiner Unterabtheilungen eine allzu große Franzosenfreundlichkeit nachgesagt ist, so war dies sicherlich nicht in allen Fällen gerechtfertigt. Auch seine allerhöchsten Gegner mußten ja anerkennen, daß er bemüht war, Offiziere und Soldaten dadurch bei Stimmung zu erhalten, daß er ihnen den Aufenthalt in Frankreich durchaus sorgenfrei gestaltete. Auch glaubten wir zu bemerken, daß mancher Uebermuth, den wir uns in der Bewußtheit unserer gefüllten Taschen erlaubten, um uns besonders die launen Abende zu vertreiben, von unseren Vorgesetzten sehr wohlwollend übersehen wurde. Wir

waren ja in der That schlimm daran. Mit Damen aus der sogenannten Gesellschaft kamen wir nicht in Berührung, denn die vornehmen französischen Häuser blieben uns selbstverständlich verschlossen. Und so blieben vorerst unsere durch den Krieg etwas rauher gewordenen Sitten ohne den bereichernden Einfluß halber Weiblichkeit. Es kam dann nicht selten vor, daß wir an dem Abend des Monatsferien auf der grünen Fläche des Billards in Gestalt eines Tempels sogenannte Gehaltsgleichungen vornahmen.

Zum Glück hörte dieser für Einzelne leider schon gefährlich werdende Sport in Rheims bald auf, als zum großen und allgemeinen Jubel sich eine wirtschaftliche bayerische Bierneise aufthat. Welch ein Unterschied gegen die französischen Restaurationskeller! Erhielten wir in diesen auf unser „Garçon! Bod!“ als Bier, „alsbaldmöglichst Wasser“, wie wir es spottweise gerannt, so gab es jetzt auf: „Kaffi, a Maß!“ und „Crescens, noch a Maß“, das herrlichste Münchener Bier. Die Kaffi und die Crescens, zwei eiste bayerische Biermadeln, hatte der Wirth aus München mitgebracht. Beide walteten in den beiden Hinterstüben, aus denen unsere Kneipe bestand, ihres Hebamtes, wobei sie auch in ihren zuweilen etwas derben Späßen zwischen Sr. Excellenz, dem Divisionskommandeur und dem neben ihm sitzenden blutigen Ränich zum großen Vergnügen des Ersteren oft nicht den geringsten Unterschied machten.

Ebenso bunt durcheinander, wie die Offiziere in den beiden Zimmern, saßen draußen in der Thordurchfahrt des Hauses, dicht gedrängt, auf langen Bänken, die aus leeren Kräftern und Brettern hergestellt waren. Unteroffiziere und Soldaten aller Waffen, denen der gewichtige Herr Wirth selbst aufwartete.

Neben diesen sorolosen Abendstunden gab es am Tage des Dienstes Plage genug. Nach den getroffenen Vereinbarungen hatten die französischen Behörden das Recht, sich im Verkehr mit den deutschen Truppentheilen ihrer Sprache zu bedienen, ebenso wie wir dies ihnen gegenüber in deutscher Sprache thaten. Wir waren also genöthigt, die eingehenden französischen Schriftstücke mit ihren oft endlosen Proben zu übersetzen. Doch erlanten wir hierin bald die nöthige Fertigkeit, nachdem wir die landläufigen Ausdrücke einigermaßen kennen gelernt hatten. Weit öfter waren in dieser Beziehung die Franzosen daran, deren Behörden ja meist keinen Beamten hatten, der Deutsch verstand, so daß sie zur Anstellung von Dolmetschern gezwungen waren.

Nicht immer so leicht, wie in den meisten Fällen mit den bürgerlichen Behörden ging der Verkehr mit der Weiblichkeit von statuen. Da sich in den wichtigsten Städten evangelische Gotteshäuser befanden, die dem evangelischen Theil der Okkupationsstruppen zur Verfügung gestellt werden konnten, so war in vielen Garnisonen, die Verabredung getroffen worden, daß eine katholische Kirche zu diesem Zwecke alle vier Wochen einmal hergegeben werden sollte.

Als infolge dessen das in der kleinen Stadt Birnie-français stehende Bataillon an dem betreffenden Sonntag zum Eintritt in die Kirche bereit stand, ergab es sich, daß diese verschlossen war. Der Küster war nicht aufzufinden und so keag sich der Bataillonssabjutant zum Warrer. Als er diesen in Gegenwart des zufällig (?) anwesenden Uebersetzers zur Herabgabe des Kirchenschlüssels aufforderte, ließ sich der Letztere dann zu Schmälgungen gegen den deutschen Kaiser hinreißen, der Alles zu dergewaltigen trachte und deraelenden noch mehr. Während der Warrer nach Androhung von Gewalt, die er ausdrücklich wegen eines von ihm aus erlangenen entgegenstehenden Befehls verlangte, zögernd den Schlüssel verabfolgte, so wurde der Uebersetzer-Direktor für verhaftet erklärt und in Begleitung von zwei Unteroffizieren auf dem nächsten Zuge nach dem Divisionsstabsquartier in Rheims gebracht. Es war keine angenehme Aufgabe für Denjenigen von uns, der diesen Mann während der gegen ihn schwebenden Untersuchung täglich auf dem ihm von 10—12 Uhr gestatteten Spaziergang zu begleiten hatte. Kaiser Wilhelm begnadigte den Fanatiker bald, nachdem er die ihm zugemessene längere Freiheitsstrafe in Koblenz angetreten hatte, zu der zulässig geringsten Strafe von 2 Monaten Festungshaft.

Nicht weniger schwierig gestaltete sich anfangs der Verkehr mit den Einwohnern selbst, weil die allgemeine Volkstimmung in Frankreich die strengste Abgeschlossenheit gegen die verhassten „Preussens“ bei jedem patriotischen Franzosen voraussetzte. Trotz der wohlmeinenden Absicht des Oberbefehlshabers, die Einwohnerschaft mit Ginguartierung nach Wohlthätigkeit zu versöhnen, indem er den Offizieren reichlichen Servis zur Beschaffung der Mietshwohnungen gewährte, mußte daher doch zur zwanzeiweligen Unterbringung der Offiziere geschritten werden, weil es Niemand wagte, einem deutschen Offizier ein Quartier zu vermieten. Erst als man eingesehen hatte, daß die Widerwilligkeit zur mehr Unannehmlichkeiten im Gefolge hatte, nahm man allmählich Veranlassung an.

Wie es übrigens in den Köpfen mancher Fanatiker aussah, davon sagten in einem Dorfe bei Rheims zwei

Franzosen Zeugnis ab, die während der Nacht die drei Pferde des Bataillons-Kommandeurs stahlen, wobei sie nach heftiger Gegenwehr den im Stalle schlafenden Pferdehelfer ermordeten.

Im Verhör sahen die Mörder zu ihrer Verteidigung an, daß sie nur Gleiches mit Ungen veranlaßt hätten. Auch die deutschen Ratten während des Krieges zahllose Pferde gestohlen und noch viel weniger hätten sie Menschenleben gespart. Auf die Aufforderung des Auditeurs, sich einen Verteidiger zu wählen, machten sie nicht einen berühmten französischen Advokaten namhaft, sondern erbaten sich zu diesem Zweck einen preussischen Offizier. Wiederholte Hinweise darauf, daß sie damit ihrer Sache vielleicht nicht nützen würden, halfen nichts und es wurde ein Hauptmann aus dem sehr unbekanntem Amt kommandirt. Nach der Verhandlung, in welcher dieser nichts als den glühenden Patriotismus seiner Klienten zu ihrer Verteidigung anführen konnte, dankten sie ihm durch Handdrück. Am nächsten Morgen wurden sie bei Rheims freigesprochen.

War das Verhalten der Mörder selbst ein eigentümliches Licht auf ihre Ideen, so muß man den bei Eröffnung derselben beteiligten französischen Behörden und Beamten die höchste Achtung zollen; den nach Bekanntwerden des Verbrechens den Wörtern ungesäumt nachsendenden berittenen Offizieren war es nämlich nicht gelungen, dieselben noch diesseits der Demarkationslinie des Okkupationsgebietes — wie es damals hieß — einzufangen, so daß sie das nicht erklüpte Frankreich entamen, wohin eine Verfolgung nicht angingig gewesen war. So war, obwohl der Telegraph das Geschehene nach allen Seiten, auch nach Paris hin, amelden hat die Aussicht auf Sühne sehr gering. Um so größer war die Ueberraschung, als schon nach einigen Tagen die Mörder nebst den gestohlenen Pferden durch französische Gendarmen in Rheims eingeliefert wurden. Die innerlich furchtbar sich regende Barthelemy für die Landsleute hatte dem Gerechtigkeitssinn weichen müssen, mit dem die Behörden die Mörder dem sicheren, wenn auch wohlverdienten Tode auslieferen.

Im Frühjahr 1872 erhielten wir Chalons als Standort angewiesen. Hier gestaltete sich der Sommerdienst ganz wie in der Heimat. Besichtigungen, Paraden und Reibdienstübungen wechselten hinreichend ab. Mit ganz besonderer Genauigkeit wurde im Juli eine Artillerieübungsübung auf dem geschildert so berühmten Camp de Chalons, den katalanischen Gefilden, vorgenommen, wo einst die germanische Welt den Anstrich der Barbaren zurückwies und noch jetzt eine Erdumwallung als „Camp d'Attila“ gezeigt wurde.

Mit vorzüglichem Geschick veranaltete einer unserer Hauptleute während dieser Schießübung einige Feilschkeiten, wie sie die Schießplätze in der Heimat wohl selten sehen. Auf der Höhe des Koppel von Fandern, einem jener kaiserlichen Bahnhöfe, die am Rande des großen Platzes zerstreut lagen und als Ueberrest dienen, war ein großes Feld aufgeschlagen worden, welches als Festraum diente. Die ersten hier geladenen Gäste waren die benachbarten Kameraden aus dem Hauptort des Lagers Meurmelon. Wenn sie auch meist zu Pferde erschienen, so war es doch erforderlich, daß sie sich nach Beendigung des Festes zu Wagen nach Hause begaben, wobei Einige von uns „aus Versehen“ mitfahren wurden. Ganz anders verlief das zweite in demselben Raum veranstaltete Fest. Es wurde durch Damen veranstaltet. Hierzu war seit Kurzem die Möglichkeit gegeben, denn die meisten Verheirateten hatten von der Erlaubnis des Oberbefehlshabers, ihre Familien aus der Heimat heranzuziehen zu dürfen, Gebrauch gemacht. Waren es vor Jahresfrist männermordende Wurstpieße, welche auf diesen Feilschungen die Opfer forderten, so waren es heute Amors Pfeile, die gefährlich wurden. Zwei Verlobungen waren die unausbleibliche Folge dieses zweiten Festes.

Nach beendeter Schießübung ging es in die Champagne zum Manöver. Diese ganz wie in Deutschland abgehaltene Uebung bildete ein unfaßliches Vergnügen für die Franzosen, denen solche kriegsmäßigen Gefehde im Frieden und die Unterbringung von Offizieren und Mannschaften bei den Einwohnern damals etwas ganz Neues waren. Keinswegs kamen mehr Reiteren vor, als es in der Heimat der Fall ist, und in den allermeisten Fällen übten die Franzosen eine Gastfreundschaft aus, wie wir sie nicht erwartet hatten. Die beste Klafche wurde mit den deutschen Gärten ausgetreten. Dafür durften sich auch unsere Wirthschaft ungenügend während der Manövergefechte zwischen den Truppen bewegen. So kam es denn, daß die Wirthschaft, auf deren Feldern gefochten wurde, oft Kavallerieattden mitritten, wobei sie durch ihre Haltung zu Pferde meist große Heiterkeit hervorriefen. Konnten sie den Sturm der Infanterie auf ein Dorf mitmachen, so entsprach ihr Benehmen so recht dem französischen Nationalcharakter. Bei einer solchen Gelegenheit war unser Quartierwirth im Umsehen vom Pferde herunter und machte sich eben daran, die Hochpforte des gefürmten Geföhles gewaltsam zu öffnen, um die Stürmenden hinein zu lassen, als „das Ganze

galt“ geblasen wurde. Es war ihm nicht begrifflich zu machen, daß das Betreten des Hofes den Soldaten nicht gestattet sei, und so die eigentliche Frucht des Sieges, er sich ausbrühte, dem Sieger verloren ging. Und noch mehr war er darüber erstaunt, daß kein Einziger der Sieger trotz der bestehenden Vorschriften nicht doch die Palme des Sieges zu brechen sich anstaltete.

Lehrreich war es, in dem sehr bunt zusammengesetzten Divisionsstabe Vergleiche zwischen unseren und den Truppen anderer Länder zu hören. Nach dem doch im Divisionsstabe außer einigen französischen, auch Offiziere fast aller europäischen Heere das Manöver mit.

Als ich eines Morgens auf der Dorfstraße mit einem der französischen Offiziere zusammentraf, erfuhr ich, daß der Divisions-Kommandeur bereits fortgeritten war, und ritten deshalb schleunigst in der Richtung nach dem angedachten Sammelplatz hinterher. Am Dorfausgang fragte ich den dort stehenden Posten, ob Excellenz hier vorbeigekommen sei. „Nein, Herr Lieutenant!“ war die äusserst schlafertige Antwort. Meine hieran geäußerten „Ermahnungen“ hörte mein Begleiter schunzelnd mit an, bis er endlich, nachdem wir weit genug von dem Posten entfernt waren, ganz furchtbar zu lachen anfing und einmal über das andere ausrief: „Tout comme chez nous! tout comme chez nous!“

Die Vergnügen machten uns die Aufgabe der kleinen Ortsblätter, die unsere Thätigkeit zum Gegenstand hatten. So schilderte eines der in Chalons erscheinenden Blätter die Tagesbeschäftigung unserer Infanterie etwa folgendermaßen: „Die Preußen schlafen nicht gerne lange. Schon früh machen sie einen Spaziergang, der etwa bis 10 Uhr dauert. Dann verabreden sie Mittags an einem schattigen Platze, was sie Abend machen wollen (Befehlsausgabe). Es wird indeffen meist nicht viel aus dem Abenddienen. Höchstens wird getrunken oder es erzählt den jungen Mannschaften ein bärbariger Sergeant etwas aus seinen Kriegserlebnissen.“ (Anstitutionskunde.) Noch drohiger wurde ein Alarm geschilbert: „Anfangs glaubten wir, es sei Feuer. Erst als wir den Infanteristen abhemlen aus allen Straßen auf dem Markte eintreffen sahen, wo Excellenz vor dem Rathaus wartete, Kavallerie und Artillerie im schwarzen Trabe auf dem glatten Platz an uns vorbeiritt, beglücken wir, was los war. Man hätte nun glauben sollen, daß der Anblick der atemlos, schwer bedachten Leute ein Mitleiden auf dem Gesicht des Divisions-Kommandeurs hätte hervorbringen müssen. Hieron war aber nichts zu merken. Am Gegenheil, über sein mildes Gesicht allit ein begnügtes Lächeln. Unterdeffen beachtete sich sein neben ihm stehender Adjutant „quelque chose de vicomte de baron“ die blauen Hüpfen seiner schönen hohen Ladstiefel.“ So ging es noch eine Weile fort, bis dann der Artikel in Volleschebunnen über die schnelle Bereitwilligkeit der Preußen und in Ermahnungen für die Franzosen zur Nachahmung auslief.

Bis November 1872 hatte Frankreich wieder einen großen Theil seiner Kriegskosten bezahlt, so daß die Okkupationsstruppen vermindert und einige Departements aeräumt wurden. Unser Standort wurde hierbei Verbun. Erinnerte in Rheims und Chalons nichts mehr an den über Frankreich dahingehende Sturm, so trug Verbun noch deutlich die Spuren der Beschießung, welche es vom 13. bis 15. Oktober 1870 hatte aushalten müssen. Noch lagen die meisten Gebäude der Zitadelle in Trümmern, unter ihnen die altschwärzliche Abtei, in der vor mehr als 1000 Jahren (843) jener Vertrag unterzeichnet worden war, der zu so vielen Grenzstreitigkeiten führen sollte. — War doch unsere augenblichliche Unwissenheit in Verbun ebenfalls mitleidlich die Folge der damals bewirkten Theilung des großen Frankreichs.

In dienstlicher Beziehung unterschied sich unser Aufenthalt in Verbun durch nichts von dem in Chalons. Eine außerordentlich große Reibbahn geistete es, daß die deutschen Feste, wie Weihnachten und Neujahrsfest, die in würdiger Weise begangen werden konnten. Nach herkömmlichem Brauch durfte bei ersterem die Wirthschaft natürlich nicht leer ausgehen, und es war fast rührend, zu sehen, wie die Frau vor Freude gar nicht wußte, was sie anfangen sollte, als sie auf einer der langen Tischen auch für sich und ihre beiden Kleinen passende Gläser von Kleibnastücken und einen Berg von Honigkuchen, Apfeln und Nüssen fand. Ihr Mann, der „Mieur“, befaß sich die Sache vom Thor der Reibbahn aus mit augenscheinlich sehr gemäßigten Geföhlen.

Der Sommerdienst im Jahre 1873 erlitt eine angenehme Ueberraschung durch eine Besichtigung, welche S. M. H. der Prinz Friedrich Karl im Juli über die Garnison von Verbun abhielt, aus der seit einiaen Wochen die Okkupationsarmee nur noch bestand. Denn wiederum hatten die Franzosen einen größeren Posten bezahlt und das ganze Okkupationsgebiet war deshalb auf die Festung Verbun mit einem Umkreis von zehn Kilometer Halbmesser zusammengedrumpft. Aber auch diese meniaen Deutschen sollten Frankreich bald verlassen. Am 13. September, einem heiteren Herbsttage, marschirten die in Verbun stehenden Truppen am frühen Morgen aus ihren verschiedenen Kasernen mit

hingendem Spiel der hochgelegenen Esplanade zu, welche die Zitadelle von der Stadt trennte. Während hier Paradeaufstellung angenommen wurde, marschirte eine aus Mobilgardisten bestehende französische Truppenabtheilung von etwa 20 Mann mit schlagendem Tambour an der Spitze an uns vorbei und über die uns von der Zitadelle trennende Zugbrücke hinüber. Hier war die preussische Wache in Abwehr getreten und unter den üblichen gegenfeitigen Ehrenbezeugungen wurde die Wache an die Franzosen übergeben, die sich somit nunmehr auch im Besitz des letzten von Deutschland besetzt gewesenen Bollwerks befanden hatten.

Punkt sechs Uhr erschien der Oberbefehlshaber. Es wurde präsentirt, die Musik spielte die Nationalhymne. Nach Abreiten der Front hielt Excellenz von Manteuffel eine kurze Ansprache, die in ein letztes unter präntierem Gesehr auf französischem Boden ausgedrückt demnächstes Hoch auf den deutschen Kaiser auslief, welches mächtig aus 6000 kräftigen Aechlen über die unter uns liegende Stadt dahindraufte. Dann erfolgte der Vorbeimarsch vor dem Oberbefehlshaber und der letzte Durchmarsch durch die Hauptstraßen der Stadt nach der Porte Allemande.

Während desselben hatten wir die verschiedensten Eindrücke: Auf den mächtigen kumpfen Thürmen der Kathedrale, dem höchsten Punkt der Stadt, war die Tricolore bereits etwas in die Höhe gezogen, wohl weniger, um sie schnell hissen zu können, als damit wir sie sehen sollten. An verschiedenen Fenstern war sie zu gleichem Zweck, unseren Augen absichtlich sehr schlecht verhußt, bereit gestellt. — In einzelnen dazu ausgearäumten Schaufenstern ließen Kindern in schlaffischer oder lehrreicher Bauenstracht und mit Schärpen und Bändern in den französischen Farben schmückt umher. Nebenher jedoch sah der allein Eingeladene hinter der herabgelassenen Solgalein, qui geschickt gegen unbekanntene Beobachter, ein Gesicht, das mit einer Ehräne in den schönen Augen den für immer abziehenden Deutschen nachbliebte. Ein unmetliches Kopfnicken und Abwie auf Nimmerwiedersehen!

Die Straßen und der Festungswall waren dicht mit Reuierieren besetzt. Sobald wir das Aret erreicht hatten, sahen wir uns am nach der Stadt, bis uns fast ein Jahr als ungetriebene Gäste beherbergt hatte. Sie hatte fest-Gewand aneleat. Konnte man es ihr verdenken?

Von allen Thürmen, allen öffentlichen und den meisten Privatgebäuden wehten die blaueweißen Fahnen im frischen Herbstwinde. Die Luft erheiterte unter den Klängen der gemaltigen Gloden der hedraenden Kathedrale und der lübrigen Kirchen der Stadt, den frohen Bewohnern laut verkündend, daß der Sieger nunmehr endgültig den Fuß vom Raden des Besetzten genommen hatte.

Nach ein letzter Scheidegung von den die Waas beleuchtenden Höhen, und Verbun war unseren Augen verschwunden.

Drei Tage später verließ der letzte Deutsche den Boden Frankreichs.

G. Kl. Oberlieutenant a. D.

Der unmauerte Derwisch.

Eine ergöhliche Geschichte, die mit der Art und Weise zusammenhängt, wie in Persien Schulden u. A. M. von einander gezogen werden, weiß der in Trifis erscheinende „Kautasubote“ zu erzählen. Wenn der persische Gläubiger entschlossen ist, sein Geld zu bekommen, macht er seinen Schuldner in aller Frühe und entfernt sich nicht eher, als bis er befriedigt ist. Er bringt seinen Teppich in das Haus mit sich, legt ihn im Solofsimmer seines Schuldners nieder und isst, trinkt, raucht u. schlüft dort so lange, bis er bezahlt ist. Vor einer Reihe von Jahren hatte ein Perser eine Schuldbforderung an das russische Amt oder bildete sich wenigstens ein, eine solche zu haben. Eines Tages reiste er von Teheran ab, und nachdem er viele Abenteuer bestanden hatte, langte er glücklich in London an, sollte seinen Teppich zusammen und begab sich in aller Gemüthsruhe nach dem „Foreign Office“ — das er für eine Person hielt —, um die Befriedigung seiner Schuld zu erfragen. Lord Palmerston nahm die Sache in gutem Humor auf, aber Mr. Hammond, der Staats-Sekretär, schiedte nach einem Polizisten. — Auf viel eigenartige Weise ist neuerdings ein russischer Diplomat in Teheran, Graf Kolomejoff, mit der eigenartigen persischen Sitte fertig geworden. Gelegentlich eines großen Festtages besuchte ihn ein Bettelberisich und verlangte eine ziemlich hohe Summe als Almosen; das Geld wurde ihm aber von dem „Schuldner“ so sehr er sich durch die hohe Einfachheit geschmeichelt fühlte, verweigert. Ganz gemüthlich ließ sich nun der Diplomat von dem Arbeitszimmer des Diplomaten nieder und erholte unglückliche Male am Tage, aber auch den Nachts ein größliches Geschrei und dieses noch dazu auf einer Trompete, als ob der jüngste Tag erschienen sei. Der Graf, der sich anfangs in seiner Ruhe nicht hören ließ, beschloß schließlich doch, des Derwisches ohne Zuliffnahme der Polizei zu entlassen. Angerührt darf der Mann nicht werden. Der Graf ließ daher Mauerer kommen und den heulenden Bettler mit einer Mauer umgeben. Anfangs sah er gelassen zu, wie die Mauer wuchs, als er aber merk-

te, daß die Sache ungemüthlich wurde, sprang er über den niedrigsten Theil der Mauer und rannte wie ein Besehener davon.

Ein Scherz.

Ernest Blum erzählt in seinem „Journal d'un Vaudeville“ u. A. Folgendes: Ein braver Burfche, der Vertreter eines großen Champagnerhauses in Paris war, gab öfter feste Gelage. Sie zählen zu den besten gastronomischen Erinnerungen meines Lebens; sie wurden von dem Baron Brice selbst zubereitet und aufgetragen. Alle acht oder vierzehn Tage vereinigte der Champagnergenuß Schriftsteller und Journalisten an seiner Tafel, um sie seine köstlichen Weine zu schlürfen und die erkauntlichsten Feingebier genieschen zu lassen. Ich erinnere mich, daß ich mich eines Tages mit meinem geistreichen alten Kameraden Philippe Gille zu einem dieser Mähler begab. Vor der Thür begegneten wir Leo Delibes. „Wohin gehen Sie denn?“ fragte er uns. — „Natürlich speisen.“ — „In diesem Hause hier?“ — „Ja.“ — „Das ist schade; ich bin heute Abend allein und weiß nicht, wo ich speisen soll; ich hätte gern mit Ihnen zusammen dinirt.“ — „Aber dem steht doch nichts im Wege“, antwortete Gille, der sich gern Scherze, besonders mit Komponisten machte, „komm doch mit uns!“ — „Ich bin ja aber nicht eineladen.“ — „Eine Einladung ist überflüssig, das ist hier eine „Table d'hôte.“ — „So? Und wie teuer?“ — „Sechs Franken. Den Kaffee mit einbezogen.“ — „Das kann ich mir leisten. Aberwärts also!“ — Wir stiegen hinauf und setzten den Herrn des Hauses und die anderen Gäste von dem kleinen Scherze in Kenntniß, während Delibes rubig am Tische Platz nahm. „Bist Du sicher, daß man hier gut isst?“ fragte er Gille leise. — „Ganz gut, Du wirst ja sehen.“ — „War trug eine Reihe wunderbarer Gerichte und Batterien edelster Weine auf. Delibes machte bei jedem Gerichte ein erkauntliches Gesicht. — „Und das Alles kostet nur sechs Franken?“ fragte er uns. — „Freilich. Den Kaffee mit inbezogen.“ Delibes war außer sich vor Verblüffung. — „Wie habt Ihr denn diese wunderbare Tafel entbedt?“ — „Ah, sagt Niemandem weiter.“ — „Flüster Gille ihm zu, die Postzeit hat uns diese Adresse mitgetheilt.“ Um den Scherz bis zu Ende zu führen, ließ man beim Nachtsich unter den Gästen einen Teller herumgehen, auf den Jeder von uns sechs Franken leate: Delibes, der außer sich vor Vergnügen war, fügte noch fünfzig Centimes Tringelb für die Bekienung hinzu. Bevor er sich entfernte, ging er auf den Hausherrn zu und sagte ihm: „Man speist wirklich sehr gut bei Ihnen; ich bin für vierzehn Tage frei, wollen Sie mir vierzehn Abonnementskarten aben?“

Folgende tragikomische Radlergeschichte.

wird dem „B. B. C.“ aus einem französischen Badeort berichtet: „Madame L., ein reizes junges Frauen und enthusiastische Radlerin, lud eines schönen Nachmittags ihre sämtlich dem edlen Geschlecht ergebenen Freunde und Freundinnen ein, per Rad zu ihrer romantisch gelegenen Villa hinauszukommen, das Souper bei ihr einzunehmen und dann beim Mondschein nach Hause zu radeln. Mit heller Begeisterung wurde die freundschaftliche Einladung aufgenommen, und pünktlich 6 Uhr erschienen einige vierzig bedackerte Menschenkinder beiderlei Geschlechts. Damit keine Verwechslung der pneumatischen Maschinen stattfinden konnte, hatte die lebenswürdige Wirthin einen abgelegenen Gartenpavillon zur Aufnahme der Räder hergerichtet und eine zur Hüffe angemessene Frau damit beauftragt, die Räder mit numerirten Fettschen zu versehen und sorgsam zu bewachen. Die Gäste erhielten ihre Nummern und für das richtige Abfahren jedes Rades versprach die gutmüthige Wächterin aufkommen zu woslen — sie ließ nicht umsonst eine lange Zeit Garberobieren an einem Theater gesehen. Man vertraute also der Alten ganz arglos sein kostbares Eigenthum an und gab sich allgemeiner Lustigkeit hin. Das zur Aufficht der Räder beordnete Mütterchen war nun zwar eine sehr ordentliche Frau, aber das Gesehinnis des pneumatischen Simmuntalens war ihr ein Brief mit sieben Siegeln. Sie hatte zuerst die Fettschen mit den Nummern auf die Sättel gelegt, doch als ein kleiner Windstoß eins der Räder beinahe fortgeweht hätte, kam sie auf den genialen Gedanken, die Nummern mit einer Stednabel am Vorderrad zu befestigen. Mit der erforderlichen Kraftanstrengung steckte sie die Radeln so tief wie möglich in den mühsoll aufgepumpten Schlauch und blidte zuletzt befriedigt auf ihr Werk. Die patriotische Scene, die sich abspielte, als die Gäste gegen zehn Uhr in animirter Stimmung erschienen, um ihre Sättelröhlein in Empfang zu nehmen, läßt sich besser in Gedanken ausmalen als mit Worten schildern.“

Der Sandgrund.

Suchst eine Frau du zu bedenken: „Du! dies!“ — „Geh'n da und dort wie hin!“ Die letzte Weigerung einer jeden heißt stets: „Ach hab' nicht's anzuzieh'n!“